



Prof. Dr. H.G. Nehen
Direktor des Geriatrie-Zentrum Haus Berge
Elisabeth-Krankenhaus Essen

Festvortrag

**aus Anlass des 125-jährigen Bestehens des Franz Sales Hauses
am 3. April 2009 in der Philharmonie in Essen**

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren geistige und körperliche Behinderungen ein weitgehend familiäres Problem. Die Versorgung erfolgte individuell in der Familie. Vereinzelt gab es Siechenhäuser, in denen unheilbar Kranke, die nicht in den Familien versorgt werden konnten, Behandlung erfuhren.

Die industrielle Revolution, die zur Verelendung großer sozialer Schichten führte, machte es den Familien immer schwerer, nicht erwerbsfähige Angehörige zu versorgen. Größtenteils in kirchlicher Trägerschaft wurden jetzt Institutionen gegründet, die sich der Menschen mit geistiger und körperlicher Behinderung annahmen.

Erst Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Psychiatrie zu einer akademischen Wissenschaft. Johann Christian August Heinroth wurde 1811 in Leipzig der erste Ordinarius eines Universitätslehrstuhls für „Nerven- und Seelenheilkunde“. Die Psychiatrie trat aus dem Schatten der Spekulationen und der moralischen Zuschreibungen in das Licht der systematischen Untersuchungen. Die zunehmende diagnostische Sicherheit eröffnete auch neue Behandlungsstrategien. Nicht nur in der Psychiatrie sondern auch allgemeingemein in der Medizin wurde jetzt die Frage gestellt: „was ist noch normal und was in krankhaft.“; oder „was ist Krankheit und was ist Gesundheit“.

In seinem Aufsatz „Über die Verborgenheit der Gesundheit“ schreibt der Philosoph und Arzt Hans Georg Gadamer: „Es kann kein Zweifel sein, dass sich in der Erfahrung von Gesundheit und Krankheit etwas von einer allgemeinen Problematik anzeigt, die sich nicht auf die besondere Stellung der medizinischen Wissenschaft innerhalb der modernen Wissenschaft beschränken lässt. Es wäre begrüßenswert,



wenn man sich der Unterschiede bewusst würde, die zwischen wissenschaftlicher Medizin und eigentlicher Heilkunst bestehen. Letztlich ist das der Unterschied, der zwischen dem Wissen der Dinge im Allgemeinen und der konkreten Anwendung dieses Wissens auf den einmaligen Fall besteht. Das aber ist ein Urthema der Philosophie und des Denkens. Offenkundig lässt sich das eine – das Wissen im Allgemeinen – lernen. Das andere (nämlich die Anwendung des Wissens) lässt sich nicht lernen, sondern muss durch eigene Erfahrung und durch eigene Urteilsbildung langsam reifen. Damit rückt das Thema in einen ganz weiten Zusammenhang der im Grunde uns allen seit der Entstehung der modernen Wissenschaft und ihrer Spannung zum Erfahrungsschatz der Menschheit als Lebensaufgabe gestellt ist.“ Gardamer unterscheidet also zwischen dem akademischen Lernen und dem Lehrbuch-Wissen einerseits und der Praxis, der Anwendung des Gelernten im Einzelfall andererseits. Gleichzeitig erkennt er auch das Problem, das in der zunehmenden Systematisierung und Strukturierung der Medizin steckt. An anderer Stelle schreibt er – Zitat: „ Da sind es tausende Vorschriften und Regeln, die am Ende alle auf eine steigende Bürokratisierung des Lebens hindeuten. Wie soll man da nicht den Mut zur eigenen Lebensgestaltung verlieren.“ Ganz plastisch lässt sich dies anhand von Abkürzungen, die im Fachjargon gebraucht werden, darstellen. Von den medizinischen Abkürzungen wie KHK für koronare Herzkrankheit oder COPD für chronic obstructive pulmonary disease hat der Weg in den letzten Jahren zu bürokratischen Abkürzungen geführt, wie DRG für diagnosis related groups oder QM für Qualitäts-Management. Das Ziel dieser Normierungen und Strukturierungen soll eine Verbesserung der Qualität in sein. Der Pat. bzw. der Bewohner in den Institutionen soll richtig behandelt werden. Diesem Ziel wird natürlich zunächst keiner widersprechen. Hierzu jedoch noch einmal ein Zitat von Gadamer: „Was ist eigentlich behandeln? Wieder weist der Sprachgebrauch weit über die ärztliche Situation hinaus. Wir behandeln einander ja auch, ohne dass wir Ärzte sind. Manchmal gut, manchmal schlecht. Was tun wir da eigentlich? Was ist damit gemeint? Offenbar besteht die Aufgabe darin, einen „richtig“ zu behandeln. Heißt das, dass wir da eine Norm erfüllen, eine Regel befolgen, eher schon meine ich, dass wir den anderen richtig ansprechen, nicht vergewaltigen, ihm nicht irgend etwas aufdrängen oder aufzwingen, ein Maß, eine Vorschrift... Alldem gegenüber gilt, den anderen in seinem Anderssein anzuerkennen. Nur dann wird man ihn ein



wenig anleiten können, so dass er seinen, ihm eigenen Weg zu finden weiß. Behandlung enthält immer zugleich Freigabe, und besteht nicht darin, Vorschriften zu machen oder Rezepte zu schreiben.“ (soweit das Zitat).

Gadamer spannt den weiten Bogen von der Frage nach der Gesundheit allgemein bis zu dem Einzelnen, der behandelt werden soll.

Wer ist nun in unserem Zusammenhang „der Andere“, von dem Gadamer spricht? Hier können wir zunächst auf Oswald von Nell-Breuning zurückgreifen. Er versucht in seiner Sozialethik den „Anderen“ bzw. den Menschen allgemein zu charakterisieren, durch die Beschreibung seiner Individualität, seiner Persönlichkeit und seiner sozialen Natur.

Individualität, abgeleitet von dem lateinischen Wort „in-dividuum“ unteilbar, bedeutet die Unteilbarkeit des Menschen, das, was nicht mehr weiter zerlegt werden kann, ohne dass etwas Wesentliches des Menschen zerstört wird. Man könnte es auch übersetzen mit „Einzigartigkeit“. Gemeint ist seine biologische und psychologische Einzigartigkeit. In der Individualität ist bereits wesentlich die Würde jedes einzelnen Menschen begründet. Eine nachhaltige Wirkung auf die Formung der Individualität haben Umwelt, Milieubedingungen und der Erziehungsvorgang.

Die entscheidende Ausprägung seiner Individualität erfährt der Mensch in der Durchdringung von Leib und Seele. Die Seele ist das belebende Seinsprinzip, der Körper ist der Sein-empfangende Faktor. Zum Begriff des Individuum sagt Kirkegaard: „Der einzelne Mensch hat die ewige Aufgabe, ein Individuum vor Gott zu werden; weshalb es nie erlaubt ist, dieses für das Allgemeine aufzugeben.“

Jeder Bewohner im Franz Sales Haus hat seine Individualität, seine biologische und seine psychologische Einzigartigkeit. Sie unterscheidet sich manchmal sehr von der Individualität anderer. Biologische Gegebenheiten wie äußere körperliche Struktur, Motorik, sensorische Fähigkeiten wie Sehen, Hören und Fühlen, psychologische Individualität wie die Fähigkeit Freude, Angst oder Schmerz zu erleben, auf andere Menschen auf individuelle Weise zu reagieren usw. müssen von den Betreuern und Mitarbeitern miterlebt und erkannt werden. - Auf der anderen Seite steht das therapeutische Team, das sich zusammensetzt eben auch aus Individuen. Jeder Therapeut besitzt seine Individualität. Es geht auch bei ihm um seine



biologischen Gegebenheiten oder psychologischen Fähigkeiten des Erlebens. Der Einzelne eines therapeutischen Teams wird durch seine individuelle Wahrnehmung immer nur einen Teil der Individualität des Bewohners erfassen können. Um diesem in seiner Gesamtheit gerecht zu werden, bedarf es zahlreicher individueller Wahrnehmungen eben eines therapeutischen Teams. Wie Mosaik-Steine werden diese individuellen Wahrnehmungen bei guter Teamarbeit zu einem Bild des Patienten bzw. Bewohners zusammengefügt.

Der zweite Aspekt ist die Persönlichkeit. Der Begriff stammt aus der griechisch-römischen Tragödie. Der Schauspieler trug eine tönernerne Maske vor seinem Gesicht, er sollte „hindurchtönen“ (per-sonare). Die Per-sona war also die Verkörperung einer Rolle auf der Bühne. Hier geht es um die Rolle, die wir im Laufe unseres Lebens bewusst oder auch unbewusst angenommen haben, um unsere handelnde Beziehung zu unserer Umwelt. Es geht um Haltung, Charakter und Meinungen, aber auch um die Vernunft und den freien Willen. In ihr sind ethische Verantwortung für die eigene Handlung und die persönlichen Rechte begründet. Wie nun, wenn hier Einschränkungen bestehen? Bis zu welchem Grad kann die Persönlichkeit entwickelt werden durch die Hilfe von Therapeuten. Der Bewohner spielt eine Rolle, die er zum großen Teil nicht selbst angenommen hat. Die Rolle ist ihm durch seine Krankheit aufgezwungen. Er kann sie nicht abgeben, er kann sie nicht delegieren. Die Erkrankung lenkt die Entwicklung der Persönlichkeit in eine bestimmte Richtung. Dadurch besteht die Gefahr, dass er vom handelnden Subjekt zum behandelten Objekt wird, da es oft schwer fällt, hinter der Fassade eines definierten Krankheitsbildes die Individualität und Persönlichkeit zu erkennen. Zudem ist die Rolle, die der Bewohner in der Gesellschaft einnimmt, immer die eines Außenseiters.

Wiederum steht auf der anderen Seite die Per-sona des Mitarbeiters im Franz Sales Haus. Er hat freiwillig diese Rolle angenommen, sei es als Sozialarbeiter, Pfleger, Krankengymnast, Ergotherapeut, Geistlicher, Verwaltungsleiter oder alle anderen, die hier zu nennen wären. Die durchlaufene Ausbildung, die fachliche Kompetenz sind eine wesentliche Basis für eine Rolle, die er übernommen hat. Noch einmal das Zitat von Gadamer: „Das Wissen im allgemeinen lässt sich lernen, die konkrete Anwendung des Wissens auf den einmaligen individuellen Fall lässt sich nicht



lernen, sondern muss durch eigene Erfahrung und durch eigene Urteilsbildung langsam reifen.“ (Zitat-Ende)

Der Prozess des Reifens muss geschehen auf der Basis der fachlichen Kompetenz und der Erfahrung, die der einzelne Mitarbeiter im Team aller Mitarbeiter in der Institution erlebt. Hier bedarf es einer entsprechenden Philosophie und Struktur der Institution. Welches Menschenbild ist die Basis für unser Handeln, welche Freiheit garantiert die Institution, damit dieser Reifungsprozess auch des Mitarbeiters geschehen kann?

Ein wesentlicher Bestandteil des Umgangs der Menschen untereinander ist das Gespräch. Es kann beitragen zur Harmonisierung der Beziehung zwischen fundamental Ungleichen, nämlich dem Bewohner des Franz Sales Hauses, der diese Rolle nicht gewählt hat und dem therapeutisch Tätigen, der als Fachmann sich ihm zuwendet. Solche ungleichen Beziehungen gehören zu den schwersten Aufgaben zwischen den Menschen überhaupt. Damit sind wir bei dem dritten Begriff von Oswald von Nell-Breuning, der Sozialnatur. Der „Socius“ ist der Bundesgenosse, der Mitstreiter. Nur in einer Gemeinschaft kann der Mensch seine Anlagen verwirklichen bzw. kann er „er selbst“ werden. „Durch die Beziehung zu einem Du wird das Ich zum Ich“ wie es Martin Buber formuliert hat. In der Gemeinschaft kann der Mensch Sicherheit und Geborgenheit erfahren. Jeder Mensch ist kraft seiner Natur nicht nur Einzelmensch sondern auch Gemeinschaftswesen. Seine soziale Gebundenheit geht so weit, dass er außerhalb der Gesellschaft weder seine Existenz erhalten noch seine Daseins-Aufgabe erfüllen kann, die in der Entfaltung seiner Anlagen und Fähigkeiten besteht. Jeder Mensch ist auf die Gemeinschaft angewiesen. Dies gilt für den Bewohner als auch für den Mitarbeiter des Franz Sales Hauses in gleicher Weise. Genau hierin liegt nun nach dem Verständnis von Hans Georg Gadamer auch das Geheimnis der Gesundheit. Sie bedeutet Geborgenheit.

In seinem Buch „Prinzip Menschlichkeit- Warum wir von Natur aus kooperieren“ schreibt Joachim Bauer „Erste Voraussetzung für Beziehung ist Sehen und Gesehen-Werden, Menschen wollen auch aus neurobiologischer Sicht, dass man sie als Person wahrnimmt. Wenn sie dies spüren, erzeugt allein dieser Umstand Motivation. Nichtbeachtung ist ein Beziehungs- und Motivationskiller und Ausgangspunkt



für aggressive Impulse. ... Zum Gesehenwerden, gehört auch die Bereitschaft, sich selber als Person zu erkennen zu geben, offen zu sein und zu sich selbst zu stehen. Nicht nur man selbst wird dann besser wahrgenommen. Wer selbst offen ist, kann zugleich auch andere besser wahrnehmen.“ Ein weiteres Merkmal für eine gelungene Beziehung ist die gemeinsame Aufmerksamkeit; sich dem zuzuwenden, wofür eine andere Person sich interessiert, ist die einfachste Form der Anteilnahme. Drittes Beziehungs-Element ist die emotionale Resonanz, also die Fähigkeit zu einem gewissen Grade auf die Stimmung des anderen einzuschwingen oder auch andere mit der eigenen Stimmung anzustecken. Resonanz lässt sich nicht erzwingen, sie ist aber in einer Beziehung – gleich welcher Art – ein überaus verbindendes hochgradig motivierendes Element. – Viertes Element von Beziehung ist das gemeinsame Handeln. Etwas ganz konkret miteinander zu machen ist ein meist völlig unterschätzter, tatsächlich aber in hohem Maße beziehungsstiftender Aspekt. Bei einer Aktion selbst mit anzupacken... und dies nicht nur zu delegieren hinterlässt ein nachhaltiges Beziehungsengramm. Hier wird mit Mitteln der Neurobiologie der Sinn des gemeinsamen Feierns oder auch nur von einer gemeinsamen Mahlzeit nachgewiesen. Das fünfte Beziehungselement ist das Verstehen von Motiven und Absichten. Es gelingt meist nur dann, wenn die anderen vier Komponenten eingelöst sind. Verstehen erfordert ein immer neues Nachdenken. Hier kann man jedoch in eine Fallgrube stürzen, denn zu den verständlichen aber nachteiligen Sparmaßnahmen unseres Gehirns gehört, dass es sich das immer neue Verstehen erspart und stattdessen anderen Menschen Motive und Absichten nach einem Schema unterstellt, das auf früheren typischen Erfahrungen beruht. Das geschieht um so eher, je stereotyper das äußere Erscheinungsbild des anderen ist. Das Ergebnis im Hinblick auf die aktuelle Beziehung ist dann nicht selten verheerend. Um jemanden zu verstehen bedarf es nicht nur einer guten Beobachtungsgabe und intuitiver Fähigkeiten sondern vor allem des Gesprächs. Aus der Pädagogik aber auch aus neurophysiologischen Untersuchungen wissen wir um die Wichtigkeit von Bezugspersonen. Das Kind kann nur dann ein individuelles autonomes Selbst entwickeln, wenn es konstante, persönliche Bezugspersonen hat, dies in seiner Besonderheit wahrnehmen und ihm seine Individualität spiegeln.



In der Interaktion zwischen dem Bewohner und dem Betreuer im Franz Sales Haus kommt es bei einer gelungenen Beziehung zu einer Selbsterfahrung für beide. Sowohl der Betreute wie auch der Betreuer entwickeln sich in ihrer Persönlichkeit. Es ist niemals ein einseitiger Vorgang. Das Betreuungsziel ist die bestmögliche Förderung der Person mit daraus resultierender subjektiver Freude am Lernen, am Erfolg, an sozialer Kompetenz. am Leben schlechthin.

2009 ist das Jubiläumsjahr des FSH; wir feiern den 125. Geburtstag. Es ist aber auch das Jubiläumsjahr von Charles Darwin, dessen 200. Geburtstag wir begehen. Seine bahnbrechende Arbeit „Die Entwicklung der Arten“ hat das Verständnis der Biologie revolutioniert. Es war die kopernikanische Wende im Verständnis der Natur.

Die Erkenntnisse Darwins wurden aber schon sehr früh aus dem Faktischen in das Normative überführt. Der amerikanische Psychologe D.T. Campbell spricht vom „normativen Biologismus“. Die Selektions-Theorie Darwins wurde zum Sozial-Darwinismus. Darwin hatte selbst nach seinem Studium der Theorien des Nationalökonoms Tomas Robert Malthus die Idee des Kampfes aller gegen alle als treibende Kraft für die Entwicklung der Arten interpretiert. Was Malthus als Gesetz für das Zusammenleben der Menschen untereinander im materiellen Bereich ansah, erschien Darwin, auch gültig zu sein für die Entwicklung der gesamten Natur. Sehr schnell griff der Gedanke um sich, dass Kultur, Zivilisation und Religion die natürliche Selektion außer Kraft setzen. Dies wurde als „pathologische Auslese“ gedeutet, als Rückschritt und Degeneration. Um die „natürlichen Verhältnisse“ wieder herzustellen, entwickelten Eugeniker und Rassenhygieniker ihre Theorien mit den bekannten verheerenden Folgen. Hierher stammt der Begriff „lebensunwertes Leben“.

Wenn wir aber die Frage stellen, welchen Wert hat welcher Mensch, enden wir immer in einer Sackgasse.

Der Bewohner des Franz Sales Hauses hat keinen Wert! Denn kein Mensch hat einen Wert, aber jeder Mensch hat eine Würde. Eine Würde, die abgeleitet ist aus der Ebenbildlichkeit Gottes, aus der Tatsache, dass jeder Mensch ein Geschöpf Gottes ist.



Wir erleben zurzeit in der Wirtschaftskrise, die Relativierung des Begriffes „Wert“. Wir rechnen nicht mehr in Millionen, wir rechnen in Milliarden Euro, was sich keiner wirklich vorstellen kann, und was sich damit auch einer realistischen Beurteilung entzieht. Der Verlust materieller Werte zeigt die Insuffizienz eines Gesellschaftssystems, das eben gerade auf diese materiellen Werte gegründet ist.

Dies alles haben wir aber wiederholt gehört; wir kennen den Text, der fast 2000 Jahre alt ist, nämlich Lukas, Kapitel 12 ,16-20 (in sehr freier Übersetzung): Ein Banker hatte hohe Gewinne gemacht, seine Aktienkurse stiegen, die Renditen übertrafen seine Erwartungen. Was soll ich nur tun? überlegte er, ich weiß nicht, wo ich das alles unterbringen soll. Ich habs, sagte er, ich gründe eine noch größere Investment-Bank, dann kann ich noch mehr Gewinne machen. Dann kann ich zu mir selbst sagen: gut gemacht, jetzt bist Du auf viele Jahre versorgt, iß und trink nach Herzenslust und genieße das Leben.

Aber Gott sprach zum ihm: „Du Narr, noch in dieser Nacht verlange ich Deine Seele von Dir.“

Hier geht es nicht nur darum, dass der Banker sterben musste, sondern dass er hilflos erfahren musste, dass er seine Seele gar nicht kannte, dass er mit dem Begriff „Seele“ nichts anfangen konnte. Denn nur aus seiner Seele heraus hätte er einen ganz anderen Weg aus seinem vermeintlichen Dilemma gefunden. Er kannte nur ein rudimentäres, materiell orientiertes „Ich“, dem jede soziale Dimension fehlte, und er kannte eben nicht ein „Du“.

In den letzten Jahren stellen interessanterweise gerade die neuen Forschungsergebnisse der Neurobiologie die These vom „Überlebenskampf“ oder „Kampf aller gegen Alle“ nach Ch. Darwin infrage. Die amerikanische Biologin Lynn-Margulis ist der Meinung, dass Begriffe wie „Konkurrenz“ „Überlebenskampf“ menschliche Konstruktionen sind, die aus dem Wirtschaftsleben kommen und von außen an die Biologie herangetragen worden sind. Die Biologie kennt nach Margulis kein Erfolgsdenken, wie es die Wirtschaft beherrscht. Für die Natur sind derartige Kriterien irrelevant. Aber: nichts aktiviert die Motivationssysteme im Gehirn des Menschen so sehr wie der Wunsch, von anderen gesehen zu werden, die Aussicht auf soziale Anerkennung, das Erleben positiver Zuwendung und erst recht die Erfah-



nung von Liebe, so formuliert es Thomas Insel, Direktor des National-Institutes of Mental-Health in einer Veröffentlichung von 2004. Mit Hilfe der funktionellen Kerspintomographie und anderer neurobiologischer Methoden lässt sich nachweisen: die Motivations-Systeme des Gehirns schalten ab, wenn keine Chance auf soziale Zuwendung besteht, und sie springen an, wenn das Gegenteil der Fall ist. Über längere Zeit vorenthaltener sozialer Kontakt hat den biologischen Kollaps der Motivationssysteme des Gehirns zur Folge. Das heißt: bestimmte Regionen des Gehirns stellen ihre Tätigkeit ein.

„Alle Ziele, die wir im Rahmen unseres sozialen Alltags verfolgen, die Ausbildung oder den Beruf betreffend, finanzielle Ziele, Anschaffungen etc., haben aus der Sicht der Neurobiologie ihren tiefen meist unbewussten „Sinn“ darin, dass wir damit letztlich zwischenmenschliche Beziehungen erwerben oder erhalten wollen. Das Bemühen des Menschen, als Person gesehen zu werden, steht noch über dem was landläufig als Selbsterhaltungstrieb bezeichnet wird „(Joachim Bauer, 2006). Der Mensch reagiert auf den Ausschluss aus der Gemeinschaft nahezu identisch wie auf körperlichen Schmerz. Das Gehirn macht zwischen „social-pain“ und „physical pain“ kaum einen Unterschied. Mittels funktioneller Kernspintomografie wurde ebenfalls nachgewiesen (Naomi Eisenberger), dass soziale Isolation wichtige Teile der neurobiologischen Schmerzzentren des Gehirns aktiviert.

Aus der darwinistischen Idee des „struggle of life“ war vor wenigen Jahren das seinerzeit viel beachtete Buch von R. Dawkins „Das egoistische Gen“ hervorgegangen. – Joachim Bauer kommentiert dazu: „Dass Lebewesen leben wollen ist eine Tautologie. Dass die zentralen Antriebe lebender Systeme darauf gerichtet sind, sich maximal zu verbreiten und gegeneinander zu kämpfen, ist hingegen Ideologie.“

Die Neurobiologie hat also in den letzten Jahren durch ihre Forschungsergebnissen ganz wesentlich zu der Erkenntnis beigetragen, dass gelungene Kommunikation der Menschen untereinander der wesentliche Antrieb sind für das Leben und den Reifungsprozess, und dass es nicht der Kampf und die Aggressivität sind, wie Darwin es noch meinte.



Hier besteht interessanterweise eine Parallele zu den neueren Forschungsergebnissen der Sozialphilosophie. Der Philosoph und Sozialforscher Axel Honneth (Direktor des Instituts für Philosophie und Sozialforschung der Universität Frankfurt) schreibt zu der Frage des menschlichen Miteinanders Zitat: „Nur in dem Maße ist ein Individuum zu einer vollständigen Identifikation mit sich selbst in der Lage, indem es in seinen Eigenarten und Eigenschaften auch durch seine sozialen Interaktionen Zuspruch und Unterstützung findet; (er zitiert Hegel und Meads) das intersubjektivitäts-theoretische Personenkonzept, innerhalb dessen sich die Möglichkeit einer ungestörten Selbstbeziehung ergibt, ist abhängig von drei Formen der Anerkennung: Liebe, Recht und Wertschätzung.

An anderer Stelle schreibt er „für die Anerkennungsbeziehung kann das nur heißen, dass in sie gewissermaßen ein Zwang zur Reziprozität eingebaut ist, der die sich begegnenden Subjekten gewaltlos dazu nötigt, auch ihr soziales Gegenüber in einer bestimmten Weise anzuerkennen: Wenn ich meinen Interaktionspartner nicht als eine bestimmte Art von Person anerkenne, dann kann ich mich in seinen Reaktionen auch nicht als dieselbe Art von Person anerkannt sehen, weil ihm von mir ja gerade jene Eigenschaften und Fähigkeiten abgesprochen werden, in denen ich mich durch ihn bestätigt fühlen will.“

Etwas einfacher ausgedrückt heißt das: liebe deinen Nächsten wie dich selbst und zeige ihm auch, dass du ihn liebst und dass du fähig bist den anderen mit all seinen Vorteilen und Fehlern zu lieben wie eben auch du dich mit deinen Vorteilen und Fehlern selbst annimmst und geliebt werden willst.

Die neurobiologische Forschung nach Darwin (dargestellt bei Joachim Bauer) und die sozialphilosophische Forschung (dargestellt bei Axel Honneth) kommen also zu völlig gleichen Ergebnissen, die bereits in den Gedanken von Gardamer und von Nell-Breuning auftauchen.

Eine frühe Literatur-Stelle zu diesem Thema ist das Neue Testament. Die Würde des Menschen als Geschöpfe Gottes und seine Anerkennung durch den Mitmenschen werden hier beschrieben: „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben... und deinen Nächsten wie dich selbst“



Wie können wir also am besten dem Bewohner des Franz Sales Hauses gerecht werden nach den Ideen von Gardamer bzw. Nell-Breuning? Fassen wir die Gedanken zusammen, ergeben sich ganz konkrete Vorgaben:

- 1) Es bedarf der fachlichen Kompetenz. Diese können wir lernen, z.B. in der Ausbildung zum Heilpädagogen, zum Pfleger, Sozialarbeiter etc.
- 2) Es bedarf der sozialen Kompetenz, diese können wir bis zu einem gewissen Grade lernen; ganz sicher ist hier ein Reifungsprozess des Einzelnen erforderlich. Voraussetzung hierfür ist die Bereitschaft des Einzelnen, Neues zu erfahren und sich selbst immer wieder in Frage zu stellen. Voraussetzung ist aber auch, dass in der Institution eine Kultur und eine Struktur bestehen, die eine offene Teamarbeit möglich machen, wobei jeder Einzelne im Team unabhängig von seiner Ausbildung als gleichwertig akzeptiert wird.
- 3) Ich muss den mir anvertrauten Menschen lieben. Hier sind wir bei dem Grundgedanken des christlichen Menschenbildes. Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde; er schuf ihn als Olympia-Sieger im 100-m-Lauf, Schwelmeister, Nobel-Preisträger, Model; er schuf ihn auch als einen Menschen mit Asthma bronchiale, Diabetes und Hypertonie, aber auch mit Trisomie 21, mit Spastik, mit Morb. Alzheimer. Allein schon an dieser Reihenfolge erleben wir selbst schnell die Spannbreite zwischen unreflektierter Bewunderung und bewusster Zuwendung. Die zweckfreie Hinwendung zum anderen ist hier gemeint. Nicht ich will mich therapeutisch beweisen sondern ich will dem anderen helfen, sich zu entfalten und dann, und nur dann kann ich selber reifen und wachsen.

Zum Schluss möchte ich Franz von Sales zitieren, der ja selbst ein sehr aktiver Mann war, Mitten im Leben stand und seine Kraft aus dem Glauben und dem Gebet schöpfte. Er sagte: „Jeden Tag solltest du eine halbe Stunde auf Gott schauen...“ Das heißt, du sollst durch die Rückbesinnung auf den Glauben, Sicherheit und Kraft gewinnen für dein Handeln. Du sollst überlegen, was du tust, warum du es tust und was dein Tun mit dir selbst bewirkt. Franz von Sales setzte hierfür eine halbe Stunde pro Tag an. Er war ein pragmatischer Mensch, der auch wusste,



dass es Tage gibt, an denen alles schief läuft, an denen der Frust überwiegt, wo man am liebsten alles hinwerfen möchte und spät abends entnervt nach Hause kommt. So fährt er fort: „... wenn dein Tag aber sehr anstrengend war, solltest du Gott eine ganze Stunde anschauen.“

Literatur

Hans-Georg Gadamer, *Über die Verborgenheit der Gesundheit*
Suhrkamp 1993

Axel Honneth, *Kampf um Anerkennung*
Suhrkamp 1994

Gerald Hüther, *Die Evolution der Liebe*
Vandenhoeck und Ruprecht 2007

Joachim Bauer, *Prinzip Menschlichkeit*
Hoffmann und Campe 2006

Joachim Bauer, *Das kooperative Gen*
Hoffmann und Campe 2008

Oswald von Nell-Breuning, *Gerechtigkeit und Freiheit. Grundzüge katholischer Soziallehre.*
Olzog - Aktuell GmbH 1985